Blätter für Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 4. Dezember 1837.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) Nro. 97.

Kraft oder Schwäche.

Novelle von W. v. Lüdemann.

(Schluß.)

Nun begann Rosenberg. Aber die Frauen winkten.

„Schelmischer Sachführer," rief der heitere Mensch. „Du willst uns durch Rührung bestechen.

„Ich erwarte den Spruch des Tribunals über die vorliegende Frage, ohne Versuch der Bestechung," sprach Theobald. „Was ich gesagt habe, gehört zu den Acten; ja, ich habe selbst absichtlich so schlecht und so schlicht als möglich erzählt. Entscheiden Sie nun, meine Herren Richter. Wie ist es? Stärke oder Schwäche?"

„Schwäche, ganz gränzenlose, ganz unerlaubte Schwäche," rief Rosenberg und richtete sich empor. „Eine verlobte Braut verlassen, um einer Erinnerung willen! Gott steh' mir bei! Ist das erlaubt? Sein Glück, seine ganze Zukunft mit Füßen von sich stoßen, eine treue Liebe mit Undank lohnen, um an einem Grabe zu weinen! Und alles dieß um einiger Briefe willen, die man verbrennen kann! Es ist unerhört! Ich, an Gottwalds Stelle, hätte diese Papierschnitzel meiner Braut zu Füßen gelegt, um sich Lockenwickeln davon zu machen. Ja, es scheint wahrhaftig, als habe Dein lieber Gottwald, bester Freund, durch jene Stirnwunde am Verstande Schaden gelitten, da er mit solcher Blindheit Ruhe, Glück und Zufriedenheit für immer von seiner Seite hinweg trieb."

„Nicht, daß ich wüßte," rief Theobald, und fuhr mit seiner Hand unwillkührlich über seine Stirn hin.

„Gottloser Bruder," rief Luzinde, welche viel geweint hatte. „Pfui über Deine ketzerischen Gesinnungen! Briefe von einer Cäcilie, um Lockenwickeln davon zu drehen! Schweig' nur, Du bist bei Deinem Leichtsinn und Weltsinn ganz und gar nicht auf der Höhe des Gespräches. Ich kann mir auch nichts Absurderes und Unpassenderes denken, als wenn solche Weltseelen, wie Du und Deinesgleichen, über Fragen der Liebe und des Gemüthes aburtheilen wollen. Allerdings scheint auch mir Gottwald's Schwäche jetzt entschieden und sein Benehmen gegen Sophien unläugbar kraftlos und matt; — aber" —

„Freilich, freilich," fiel der Tribunalrath ihr in die Rede." Es ist sogar in rechtlicher Beziehung weder zu entschuldigen, noch wäre er frei zu sprechen gewesen, wenn Sophie etwa auf bösliche Veranlassung bei'm Gericht geklagt hätte. Das Gelöbniß war da; ein guter Advocat würde" ...

„Ohne Bedenken" sagte die Mutter — „auch ich finde ihn jetzt eben so durchaus schwach, als er mir bei der Verzichtleistung auf Cäcilien stark und männlich schien."

Theobald lächelte. „Diese verehrte Gesellschaft," sprach er, „wird mich unstreitig für einen Erzopponenten halten, wenn ich es wage, ihrem gemeinsamen Ausspruche von Neuem zu widersprechen. Ich sollte das um so weniger thun, als Sophie meine Verwandte war. Allein, ich bitte um das Wort. Wohin das Tribunal sich auch neige, aus der Discussion wird wenigstens das hervorgehen, wie schwer es uns geworden sey, ein Urtheil zu finden, das andere Menschenkinder in der flachen Hand liegen haben. Ich bitte, hören Sie mich an, meine weisen Herren Richter." — Gut, gut, reden Sie, sagte der Tribunalrath. — „Wohl! sprach Theobald. „Vorhin fanden wir, daß einen Sieg aufgeben, auf ein Gut Verzicht leisten, um äußerer Hindernisse willen, Schwäche heißen müsse. Hier — ich bitte Sie, zu bedenken — steht die Frage nun anders. Kein äußeres Hinderniß steht Gottwalds Glück mehr entgegen. Er darf nur vergessen — und seine Bahn ist völlig eben. Er wird ein glücklicher Pfarrer. Da erwacht mit aller Macht — allem Zauber Cäciliens Bild bei ihm, um so unabweisbarer, als sie im Grabe ruht. Er vernimmt ihre letzten Todesseufzer. Alle Hoffnung, glücklich zu werden oder glücklich zu machen, ist auf ewig verloren. Vergessen kann er nimmermehr. Es handelt sich um den Umsturz seines ganzen inneren Wesens. Kann er noch lieben mit diesen Briefen in der Hand? Nein! Was wird er thun? Soll er ein zweites weibliches Herz durch geheuchelte Liebe elend machen? Er kann es, er kann es selbst zu äußerem Glück. Hier war ein kräftiger Entschluß nöthig. Alles lockte zu einem feigen Verrath gegen Sophien. Er hätte ihn begehen können — man hätte ihn kaum getadelt. Aber nein! Mein Freund war ein Mann — er schüttelte das Glück von seinen Füßen, um lieber unglücklich zu seyn, als unglücklich zu machen. Das nenne ich Kraft — er weicht keinem äußern, er weicht einem innern Feinde, an dem er sich doch nur ohnmächtig und todt gerungen haben würde. Es wäre Vermessenheit, Raserei, Frevel gewesen, diesem Widersacher in einem langen Leben Trotz bieten zu wollen. Kurz und gut, wie die Sache einmal stand, war es ein Zeichen höchster Seelenkraft für ihn — zu fliehen; denn wir können nur Den feig und schwach nennen, der vor einer äußeren Unwahrscheinlichkeit, nicht Den, der vor einer innern Unmöglichkeit zurückbebt, — nur daß Gottwald diese Kraft besaß, welche alles Aeußere besiegt, das beweist auch sein merkwürdiges Ende."

„Sein Ende — ach, sein Ende," — rief Luzinde. „Bitte — erzählen Sie."

„Also noch ein Akt?" fragte Rosenberg lächelnd. — „Lassen Sie uns hören," fiel die Mutter ein. —

„Ich wollte Ihnen diesen Schmerz ersparen," sagte Theobald, „und hier schließen. Allein ein so schöner Mund," fuhr er mit einer Verbeugung zu Luzinden fort, „macht auch die besten Entschlüsse wankend. Und so mag es denn seyn." —

„Sophie war todt," hub Theobald nach einer Pause an, in der die Gesellschaft eine seltsame Spannung verrieth. „Auch meine gute Mutter verließ mich" —

„Ei, mein Gott, sie lebt ja noch," fuhr Luzinde auf.

„Versprochen, versprochen," rief Theobald. Ich wollte sagen: ich verließ meine gute Mutter, um in

Italien Trost zu suchen. In der That bedurfte meine Gesundheit einer solchen Reise. Aber ich läugne nicht, eine geheime Ahnung, noch mehr als diese Rücksicht, trieb mich dazu an. Dort, sprach eine Stimme in mir, wirst du den Flüchtigen wiederfinden. Eile — eile dahin — ehe er dir für immer entrinnt.

Meine Geschäfte waren bald abgethan. Ich reiste ab. In der Schweiz, in Tyrol, in Ober-Italien, nirgends fand ich Ruhe oder eine Spur von dem, den mein Auge suchte. Ich wac nur zufrieden, wenn ich im Wagen saß und mich dem Süden näherte. Mit jedem Schritt näher zum Appennin hin ward meine Seele freier, und die Stimme, welche mir unablässig zurief: „Dort wirst du ihn finden," ward lauter und vernehmlicher.

Ich erreichte Florenz. Diese schönste Stadt sagte nichts, aber mitten auf **Ponte di Trinità** ward es mir einst plötzlich zur Gewißheit, ich sey in seiner Nähe. Ich lauschte auf den inneren Genius, der mich so weit geführt hat. „**Vall' ombrosa**" rief es in mir!

Am andern Morgen saß ich zu Maulthier, hingeschaukelt, auf dem Wege nach dem berühmten Benedictinerkloster. Ich ließ das Geräusch der Stadt hinter mir, ich verließ die gesegneten Ufer des Arno, ich verlor mich in die grünen Schluchten des Gebirges.

Am Abend, in einer Landschaft, deren Reiz mich mit seligem Entzücken erfüllte, bei einer Biegung um eine dunkle Waldecke, rief mein Führer plötzlich, „dort ist **Vall' ambrosa.**" Ich blickte auf, der Vollmond strahlte am wolkenlosen Himmel mit nie gesehenem Glanze. Weithin vor uns in der Höhe dehnte sich das schloßartige Kloster hin. Wir kamen am Fuße des Hügels an, auf dem das unermeßliche Gebäude wie eine Erscheinung aus vergangener Zeit thronte. Ein dunkler schmaler Pfad führte aufwärts. Wir betraten ihn, mein Herz schlug heftig; denn nie war ich bei mir selbst gewisser gewesen, als eben jetzt, daß Gottwald selbst, dem auch ich damals heftig zürnte, oder sein Schatten mir nahe sey. Auf halbem Wege begegneten wir einem stillen, dunklen Zuge, den einige Fackeln seltsam beleuchteten. Eine furchtbare Ahnung sank in mein Herz. Ich mußte still halten und der Zug kam näher. Ein kleiner Knabe trug ein Glöcklein voraus, das er von Zeit zu Zeit erschallen ließ. Ein Priester mit einem Kruzifix folgte. Hinter ihm trugen vier Mönche einen Sarg. Den Beschluß machte die ganze Einwohnerschaft des Klosters.

Ich war abgestiegen. Ich schauerte. Unwillkürlich riß mich der Zug hin, ich folgte ihm.

„Wer ist es?" fragte ich den letzten der nachfolgenden Mönche, „den Ihr um Mitternacht begrabt?"

„Bruder Seraphino."

„Woher?" — „Ich weiß nicht. Er war jung in unserm Kloster." —

„Aber warum um Mitternacht?" fragte ich, auf's äußerste aufgeregt.

Der Mönch gab keine Antwort. Einer der Laienbrüder, die meine Frage gehört hatten, ging eben an mir vorüber. „Selbstmörder" raunte er mir ins Ohr. Ich war nahe daran, umzusinken; denn meine Ahnung schien mir nun Gewißheit. Dennoch folgte ich dem Zuge bis an die Begräbnißstelle des Dorfes, welches unten am Fuße des Hügels lag. Hier bog der Zug ein. Der Kloster-Kirchhof war dem Aermsten versagt worden.

Der Sarg ward an der Gruft niedergelassen. Der Deckel sank und alle Mönche traten hinzu, dem verstorbenen Bruder den letzten Abschiedskuß auf die Stirn zu drücken.

Besinnungslos, außer mir, drängte ich mich hindurch, — der Mond schien tagbell — ich warf einen Blick in den Sarg. „Heiliger Gott!" rief ich aus und sank nieder. Ich hatte ihn gesehen; seine weiße Stirn, sein dunkles Haar, seine bleichen Lippen. Er war abgezehrt, einem Skelette gleich.

Am andern Morgen fand ich mich in der Gastzelle des Klosters wieder. Ich erwachte und wußte mich dessen, was mit mir geschehen war, nur wie aus einem dunkeln Traume zu erinnern. Die nächtliche Scene erfüllt mich noch jetzt mit Schauer. Ich blieb einige Tage der Pflege bedürftig. In dieser Zeit erfuhr ich Alles, ja mehr, als ich zu wissen wünschte oder zu erfahren hoffte.

Vor etwa fünf Monaten war Bruder Seraphinus in das Kloster eingetreten. Er brachte Empfehlungsbriefe von dem Cardinal-Legaten aus Bologna an den ehrwürdigen Abt, und Zeugnisse mit, daß er in den Händen eben jenes Prälaten seinem ererbten Glauben abgeschworen habe. Der Cardinal empfahl ihn zum Noviziat im Kloster und Bruder Seraphinus blieb.

Sein Trübsinn wich vor der Bemühung der Brüder um ihn. Er ward sichtbarer heiterer, wiewohl stets ernst und in frommen Bußübungen befangen. Allein plötzlich, als wenn er sich selbst ein Gewissen mache aus seiner zufriedenen Stimmung, breitete der Trübsinn wieder seine schwersten Wolken über ihn aus. Er floh die Brüder. Er sprach tagelang nicht ein Wort. Man achtete wenig darauf, daß er mit jedem Tage etwas von seiner Mundportion abkargte. Man schrieb es körperlichen Leiden zu. Erst nach Verlauf mehrerer Wochen fiel es auf, daß Seraphinus fast nichts mehr außer Wasser genoß. Täglich ward er bleicher, hagerer; täglich verzog sich sein Mund zu einem schmerzvolleren Lächeln. Keine Ueberredung, keine Bitte vermochte ihn zu bewegen, die mindeste Speise zu sich zu nehmen. Der Abt hatte alle Mittel der Disziplin versucht. Seraphinus ertrug sie geduldig, keine Klage kam über seinen Mund; aber eben so wenig irgend etwas, was einer Speise glich. Er trank nur Wasser.

Im Kloster sah man seinen Tod vor Augen; aber was wollte man thun?

Mit einer Seelenstärke ohne Gleichen ertrug Seraphinus die Marter, zu der er sich selbst verurtheilt hatte, und die sein Getränk verlängerte. Es war ein Tod fast ohne Beispiel, eine Selbstqual, die ohne eine unerhörte Kraft der Seele nicht denkbar war. Seraphinus blieb bei seiner Selbstverdammung. Ein und sechszig Tage lang setzte er diese furchtbare Grausamkeit gegen sich selbst fort; er starb täglich — kein irdisches Gericht — auch das grausamste nicht, hätte einen qualvolleren Todesspruch gegen ihn verhängen können. Acht Tage vor seinem Tode mußte er sich niederlegen. Er stand nicht wieder auf — seine letzte Stunde kam, er blieb seinem Urtheil gegen sich selbst treu — er verschied ohne einen Seufzer. Der Abt richtete das Anathema des Selbstmords gegen ihn, und versagte ihm die Ehre der Bestattung in den Ringmauern des Klosters. — —

Theobald schwieg. — Die Gesellschaft blieb lange Zeit tief bewegt.

„Schrecklich! schrecklich!" rief Luzinde und trocknete ihre Thränen.

„Kraft," sprach Rosenberg ernster als zuvor, „ich gestehe es, das ist Kraft."

Der Tribunalrath stimmte in dies Urtheil ein und Niemand opponirte.

Eine Pause folgte.

„Nun," rief Theobald — „dies Geständniß habe ich erwartet. Soll ich Ihnen nun auch meiner Seits eines thun?"

„Ich bitte," sprach die Mutter, welche Theobald lächeln sah. Alles drängte sich näher zu ihm hin; denn eine höchst geheimnißvolle Miene zog alle Blicke auf ihn hin.

„Wohl," sagte Theobald — „so erfahren Sie denn, meine weisen Richter und Zuhörer — dieser verstorbene Benediktinermönch von **Vall' ombrosa**, dieser dreifache Mörder — dieser bald kindisch schwache, bald wieder starke Mensch bin — ich selbst!"

„Bei Gott, Sie scherzen!" rief der Tribunalrath und fuhr entsetzt empor.

„Um des Himmels willen!" rief Luzinde und verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen.

Selbst die Mutter rückte auf dem Sopha zusammen und Rosenberg sprang vom Stuhle auf.

„Nicht anders," fuhr Theobald ruhig fort. „Dieser

Selbstmörder, dieser Gottwald bin ich selbst, und der Theobald meiner Geschichte ist Niemand anders, als Herr Doctor Gottwald Large, Ihr Hausarzt, Herr Tribunalrath, der hier so eben ins Zimmer tritt.

„Wie, was!" rief man. Alles war erstaunt. — „Was ich von mir erzählte, gehört diesem meinem Jugendfreunde an, und was Gottwald verbrochen hat, das ist meine Sünde. Aber bei Leibe — fürchten Sie sich nicht vor mir, werthe Damen und Herren. Ich bin, wie Sie mich hier sehen, ganz und gar kein dreifacher Mörder, sondern eben Ihr gehorsamer Diener Theobald. Dabei jedoch ist Alles wahr an meiner Geschichte."

„Aber wie ist das möglich?" rief Luzinde.

„Nur mit Ausnahme der Ausgänge," fuhr Theobald lachend fort. „Einmal nämlich bin ich, wie Sie sehen, keineswegs in **Vall' ombrosa** begraben; zweitens ist Cäcilie es auch nicht, und drittens ist eben Cousine Sophie meine vielgeliebte Braut, mit der ihr glücklicher Theobald in künftiger Woche zum Altare treten wird. Comtesse Cäcilie aber hat mich total vergessen, und ist seit Jahr und Tag eine sehr glückliche Gräfin Resag."

„Also betrogen — abscheulich betrogen!" rief Luzinde ärgerlich.

„Gott sey Dank," rief Theobald, „für diesmal, meine Gnädige, ist es so. Aber denken Sie selbst, wie sehr leicht Alles wirklich so hätte kommen können, wie meine Phantasie mir in schweren Träumen wohl hundert Mal vorgegaukelt hat. Cäcilie war wirklich vier Wochen lang trostlos, als ich Neuhöfen verließ, und wenn sie es nun geblieben wäre, so wette ich, Alles wäre so gekommen, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu erzählen."

„Aber was sollen wir denn aus der ganzen Geschichte entnehmen?" fragte Luzindens Mutter.

„Ei," rief Theobald, „daß es doch so leicht nicht sey, über menschliche Thaten zu urtheilen, als Sie der Meinung waren, und daß die Frage nach Kraft oder Schwäche in einer bestimmten Handlung stets zu den schwierigsten und verwickeltsten gehört, die uns nur immer zur Entscheidung vorgelegt werden können."

„Er hat Recht," sprach Luzinde halblaut und noch einmal ihre Augen trocknend, zu ihrer Mutter, welche sich jetzt von ihrem Sitze erhob, um die Gesellschaft in herkömmlicher Ordnung an den wohlgedeckten Tisch zu führen.

Ein Schwätzer.

(Aus dem Leben.)

Zwei Offiziere der ***schen Armee, die die letzten Feldzüge, wie schon jene früherer böser Tage, kameradschaftlich zusammen mitgemacht, nahmen vor einigen Jahren, der eine als General, der andere als Obrist ihren Abschied, und leben nun in **, gesund und ohne Sorgen, doch in einer seltsamen Art und Weise. Beide unverheirathet, wohnt der General sowie der Obrist jeder in einer andern Straße. Täglich, mit dem Glockenschlag eilf, langt der Obrist in seiner Uniform unter dem Fenster seines Freundes an, und mit dem Ruf: „Guten Morgen, lieber General!" öffnet dieser dasselbe, erwiedernd: „Ich danke, bester Obrist, schnalle nur noch meinen Säbel um, und komme gleich." Zusammen wandeln nun die alten Kriegsgefährten die Straßen entlang, zum Thore hinaus, eine Strecke in den Umgebungen der Stadt fort, bis zu einer ungeheuren Eiche; kehren um, gehen denselben Weg zurück, einen Augenblick — vielleicht aus alter Anhänglichkeit — auf die Parade, trennen sich unter militärischer Begrüßungsformel, und nie kam dabei — ein Wort über ihre Lippen. So lebten sie Jahre lang; Jeder kannte die Sonderlinge, weßhalb denn ihr Thun zuletzt nicht mehr auffiel. Da wird der General krank, der Obrist verschließt sich in seinem Hause, und nur um eilf Uhr jeden Morgen sah man den Bedienten des Letztern zur Wohnung des Kranken wandeln, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. So verging der Winter, und mit wiederkehrendem Frühjahr kehrte auch des Veteranen Gesundheit zurück.

Die Uhr der Akademie schlug an einem heiteren warmen Frühlingsmorgen eilf, da sah man, seit sechs Monaten zum erstenmal wieder, den Obrist unter dem Fenster des genesenden Generals, und wie sie früher gewandelt, so geschah es auch heute. Doch vor dem Thore angelangt, wo der junge Lenz in seiner Pracht die Spaziergänge aufnimmt, überwältigten den General die Gefühle, und entzückt ruft er aus: „Schauen Sie um sich, theurer Obrist, wie ist doch Alles so herrlich!" Die Eiche war erreicht, man kehrte um, man trennte sich — doch zum letztenmal. Tage, Wochen vergingen, vergebens erwartet der General den Obrist zum Spaziergang, allein er erschien nicht. Sehnsucht nach dem Kameraden bewog endlich den General, einen andern Bekannten zu veranlassen, den Obrist zu besuchen, um sich nach seinem auffallenden Benehmen zu erkundigen. Mehrere Male wurde der Abgesandte nicht angenommen; endlich gelangte er zur Audienz, und schloß mit der Bitte, doch das früher zwischen ihm und dem General bestandene freundschaftliche Verhältniß wieder anzuknüpfen. Ruhig hatte ihn der Obrist angehört, doch, als er geendet, brach er los: „Wie! was! Sie verlangen Unmögliches von mir, denn, seit der General zum ersten Mal nach seiner Krankheit wieder ausgegangen, ist er mir ein so unausstehlicher Schwätzer geworden, daß ich es nicht mehr bei ihm aushalten kann." Nur erst nach vielseitiger Vermittelung gelang es, den Erzürnten auszusöhnen; und so sieht man denn in neuerer Zeit wieder die beiden Freunde auf ihrer unterhaltenden Promenade.

Theater in Düsseldorf.

Mittwoch, den 29. Nov. 1) Das war ich. Lustspiel in 1 Akt. von Hutt.

Die vielfache Wiederholung derselben Scene wird langweilig, wenn sich das Spiel nicht so rasch wie immer möglich fortspinnt. — Die Pachterfamilie genügte. Hr. Jos. Derossi (Knecht) ist in solchen naiven Naturburschen nicht ganz unglücklich; weniger Aengstlichkeit, die bei seinem hier sichtbaren Fleiße unnöthig, würde auch das Gezwungene mehr vermeiden lassen. Nur den Muth nicht gleich verloren, wenn nicht alles glückt; Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut, und hätte sich Demosthenes durch Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich schienen, abhalten lassen, wir würden in ihm nicht noch heute den größten Redner bewundern. — Mad. Derossi (Nachbarin) wurde lebhaft empfangen. Alte Liebe rostet nicht. Baucis nimmt unsre Huldigungen immer noch dankbar an, wo aber bleibt Philemon?

2) Der reisende Student, oder das Donnerwetter. Komische Oper in 2 Akten. Musik von verschiedenen Komponisten.

Fast ist die Oper aus dieser Oper herausgestrichen und selbst heute bot man weniger davon als bei der vorigen Darstellung. Die introducirende Arie mit Chor schenkte uns der Hydraulikus, und das war gut, denn er war nicht besonders disponirt. Hr. Bercht (Mauser) laborirt immer noch an einer Halsmangelhaftigkeit; doch das unbarmherzige Publikum schenkte ihm nicht das **da Capo** des: „Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel," obwohl es kurz vorher selbst beschenkt worden war. Dagegen bezeigte man am Schluß seine Dankbarkeit durch lebhaftes Herausrufen des fidelen Studenten. — Herr Pilgrim gefiel dem Publikum und sich selbst in der Figur des Cyriacus Tollberg; der Blitzableiter und die Mehlkastenscene verfehlten ihre Wirkung nicht.

Freitag den 1. Dezember. Zum Erstenmale: Jacobe von Baden. Trauerspiel in 5 Akten von Carl Baron v. Nordeck.

Beim Lesen eines dramatischen Werkes tritt die Phantasie des Lesers in die Stelle der Darsteller, und je nach Maßgabe derselben wird dabei jeder handelnden Person die (nach Ansicht des Lesers) richtige Haltung gegeben, so daß die Wirkung immer nur eine günstige seyn kann, wenn das Sujet selbst anziehend und die Behandlung dem Stoffe gemäß ist. Anders aber verhält es sich bei der Aufführung desselben Werkes; die Phantasiegebilde werden durch Persönlichkeiten ersetzt, die ihnen vielleicht grade entgegengesetzt sind, und so kann es denn kommen, daß auch die Wirkung eine entgegengesetzte ist. Das in Rede stehende Trauerspiel ist, gelesen, von dem höchsten Interesse; man würde ungern die schön ausgesponnenen Situationen, die meisterhaft ausgemalten Empfindungen vermissen, um so mehr, da der Versbau durchgängig richtig, die Diction edel und großartig, jedes Bild ächt poetisch und das ganze Gebäude consequent durchgeführt ist. Auge und Ohr aber sind bei der Darstellung allein die Wege, dem Geiste die Eindrücke zuzuführen; diese aber sind unendlich langsamer als die Einbildungskraft, daher ist nur rasch fortschreitende Handlung auch bei den schönsten Versen ein wesentliches Erforderniß, um den Zuschauer zu befriedigen. Diese aber vermißt man allerdings in den ersten Akten dieser Bearbeitung der verhängnißvollen Geschichte; die an sich schöne Scene zwischen Jacobe und dem Grafen Manderscheid ist zu lang, der vortreffliche Dialog der beiden Fürstinnen zu gedehnt, und endlich der Visions-Monolog der Herzogin Jacobe, so poetisch er ist, doch endlich ermüdend. Der Zuschauer befindet sich in einer sonderbaren Lage; er kann dem schönen Gedichte seinen Beifall nicht versagen, langweilt sich aber herzlich bei dem Schneckengange der Handlung. Der 5. Akt ist jedoch völlig genügend und der Schluß ergreifend.

Die Darsteller leiden natürlich bei diesen Mängeln mit; es kann ihnen nicht gelingen, den Zuschauer zu erwärmen, und dieß benimmt ihnen daher selbst die Lust an ihrer Schöpfung. Die Titelrolle war durch Mad. Köhler angemessen besetzt; etwas mehr Kraft und Feuer wäre wünschenswerth gewesen. Dem. Stephany dehnte heut, wider ihre Gewohnheit, die Worte zu einer ermüdenden Länge aus, doch leistete sie das von ihr zu Erwartende. — Herr Kaibel erregte als wahnsinniger Fürst alle die Empfindungen, die der Dichter erregen wollte; seinem Organe fehlte aber die gehörige Kraft. — Der Hofmarschall schien seine Unzulänglichkeit zu fühlen, und wir können den braven Künstler, der ihn darstellte, nur bedauern, daß ihn die Umstände zwingen, eine so ungeeignete Stellung zu behaupten.

Das übrige zahlreiche Personal genügend.

Wenn es dem Dichter gefallen wollte, die ersten drei Akte einer Umarbeitung zu unterwerfen, und wenn es dem Schicksal gefallen wollte, daß wir einen eklatanten Bösewicht unserem Bühnenpersonal einverleibt sähen (der jetzige ist doch gar zu gemüthlich), so dürfte dem neuen Stücke gewiß eine wärmere Aufnahme zu prophezeien seyn, als das sehr zahlreiche Publikum dießmal demselben angedeihen ließ.

Die Markgräfin von Baden wurde vermählt 1585, starb am 3. September 1597, und ward am 10. beigesetzt. Am 20. Juni 1599 vermählte sich Johann Wilhelm abermals mit Antoinette, Herzogin von Lothringen, und starb den 25. März 1609. Fürstin Sybilla war geboren 1557, vermählt 1601 mit dem Markgrafen von Burgau und starb 1625.

C. Schleiermacher.

Miszellen.

Die Sitzung des Assisenhofes zu Amsterdam vom 9. Nov. hatte die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Der vorliegende Fall betraf einen falschen Eid in bürgerlichen Sachen, welchen ein Kaufmann aus Utrecht, dessen Vermögen auf 3 bis 400,000 fl. geschätzt wird, wegen einer nicht 50 fl. betragenden Summe geleistet haben sollte. Eine zurückgehaltene Quittung überwies ihn des Verbrechens, jedoch unter sehr mildernden Umständen. Nach langen Debatten wurde der Angeklagte für schuldig erklärt und zur Strafe der Ehrlosigkeitserklärung verurtheilt. Sein Gegner ist noch unglücklicher; nach dem ersten langen Verhöre vor dem Instruktionsrichter verfiel er in Krankheit und bald darauf in Wahnsinn; er befindet sich jetzt in einem Irrenhause. So sind zwei Familien, weil ihre Häupter sich um weniger als 50 fl. in Prozeß verwickelten, ins Elend gesunken!

Der kaiserlich russische Staabs-Capitän Demetrius Sagriaschki hat ein sechsjähriges Privilegium für Equipagen mit beweglichen Geleisen erhalten. Bei solchen Equipagen geht um jedes gewöhnliche Rad, auf welchem sich dieselben bewegen, eine eiserne Kette herum, die um sechseckige, von den gewöhnlichen Rädern befindliche Räder läuft. Die Seiten der sechseckigen Räder haben mit den Gliedern der Ketten gleiche Länge. Diese Ketten ersetzen bis zu einem gewissen Grade eine Eisenbahn, indem sie immer den Rädern der Equipage eine platte und feste Fläche darbieten. Jede Kette wird von dem gewöhnlichen Rade der Equipage in Bewegung gesetzt, welches bei der Drehung um seine Achse zugleich die unter demselben befindlichen Glieder der Kette fortdreht, wodurch dieselbe, über das sechseckige Rad hinweggehend, sich wieder unter das gewöhnliche Rad der Equipage legt. Der Nutzen dieser Erfindung besteht nach der Angabe des Erfinders darin, daß ein Pferd mit einer solchen Equipage eine doppelte Last fortziehen kann und daß zur Anfertigung solcher Equipagen geringe Kosten erforderlich sind. Sie können sowohl auf Chausseen, als auch auf gewöhnlichen Wegen gebraucht werden, und sind vorzüglich nützlich auf sandigen und kothigen Wegen, wo die das Rad umgebende Kette demselben nicht gestattet, in den Sand oder Koth einzuschneiden, indem sie ihm immer eine feste und glatte Fläche darbietet.

Der Büchsenschmied Jakob Bertrand zu St. Petersburg hat am 28. Oktbr. d. J. ein fünfjähriges Privilegium für ein von ihm erfundenes Feuergewehr von neuer Einrichtung erhalten. Die Vorzüge dieses Feuergewehrs bestehen, nach der Angabe des Erfinders, unter anderen in einer größeren Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Sicherheit, so wie in größerer Einfachheit seiner Zusammensetzung, es erfordert weniger Pulver, kann schneller geladen werden und versagt niemals. Die nach der früheren Methode eingerichteten Flinten können leicht nach der neuen umgemacht werden; man kann aus diesen neuen Gewehren 800 Schüsse nach der Reihe thun, ohne sie zu reinigen; man kann im stärksten Regen schießen; die Anfertigung von Patronen erfordert gar keine Vorrichtungen und überhaupt bieten die nach diesem Mechanismus eingerichteten Flinten auf der Jagd sehr große Vortheile dar.

Aus Genf schreibt man: Letzter Tage wurde auf das hiesige Postbureau ein Group von 3000 Fr. gebracht, um nach Turin spedirt zu werden. Vorerst wird die Diligence nach Paris expedirt, und wie man nun die 3000 Fr. auf den Turiner Wagen laden will, so sind sie verschwunden. Anfangs hoffte man, das Group sey aus Irrthum nach Paris verreist; allein eingezogene Nachrichten vereitelten bald auch diese Hoffnung und die 3000 Fr. sind für immer verloren. Die Postadministration muß allerdings dem Versender die 3000 Fr. ersetzen; allein was ergibt sich? Der Versender hatte auf der Post, um das Porto zu vermindern, eine falsche Summe angesetzt, und im Paket befanden sich nicht 3000, sondern 18,000 Fr., und er erleidet daher jetzt einen Verlust von 15,000 Fr.